

Gegen zwei Fronten

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **15 (1931)**

Heft 7-8

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419689>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

des Deutschschweizerischen Sprachvereins

Beilage: „Muttersprache“, Zeitschrift des Deutschen Sprachvereins

Die Mitteilungen erscheinen jeden zweiten Monat und kosten jährlich 5 Franken, mit Beilage 7 Franken.
Zahlungen sind zu richten an unsere Geschäftskasse in Küsnacht (Zürich) auf Postcheckrechnung VIII 390.

Schriftleitung: Dr. phil. A. Steiger, Schriftführer des Deutschschweizerischen Sprachvereins, Küsnacht (Zürich).
Beiträge zum Inhalt sind willkommen.
Versandstelle: Küsnacht (Zürich). Druck: E. Glück & Cie., Bern.

Gegen zwei Fronten.

Kurz nacheinander sind dem Schriftleiter zwei Zeitungsaufsätze zu Gesicht gekommen, die sich mit unserm Sprachverein befassen, der eine tadelnd, der andere lobend.

Unter dem Titel „Schweizerland!“ veröffentlichte Konrad Falke in Nr. 1466 der „N. Z. Z.“ am 1. August d. J. eine „Bundesfeierbetrachtung“, in der u. a. steht, daß „Eigenart und Daseinsberechtigung unseres Staatswesens einzig und allein in seiner Politik liegen, welche den Sieg des Geistes über das Blut bedeutet“, den Sieg der Menschenliebe über „den beschränkten Nationalismus des Blutes und der Sprache“, der nicht „das Verschiedene als Verschiedenes anerkannt“ wissen wolle. — Auch wenn man annimmt, es sei so und darin beruhe wirklich unser einziges Daseinsrecht, so sollte man nicht dergleichen tun, als ob diese Absicht unsere Vorfahren am 1. August 1291 zur Gründung unserer Eidgenossenschaft bewogen hätte. Sie hatten noch Jahrhunderte lang keine Ahnung von einer solchen „Mission“. (Daß Spitteler dergleichen Gedanken in seiner vaterländischen Rede von 1914 als „patriotische Phantasien“ bitter verspottet hat, nur nebenbei.) Zum Beweis der Stärke dieses Gedankens fragt Falke schließlich: „Haben nicht unsere fratelli ticinesi während des Krieges an der Nordmark gestanden und damit für eine Zeitlang Sprachgrenzen verwischt, über deren gelegentliche Verschiebungen unsere Sprachvereine Zeter und Mordio schreien, als ob jenseits nicht immer noch Schweizerland wäre? ...“

Wir wollen nicht dergleichen tun, als ob wir uns „nicht betroffen fühlten“. Wenn auch nicht ausdrücklich vom Deutschschweizerischen Sprachverein die Rede ist, wer anders kann gemeint sein? Welchen andern Sprachverein gibt es in der deutschen Schweiz als den unsern? Also! Aber wann und wo haben wir „Zeter und Mordio geschrien“ über eine „gelegentliche Verschiebung“ der deutsch-italienischen Sprachgrenze in der Schweiz? Das haben wir schon deshalb nie getan, weil es eine solche Verschiebung gar nie gegeben hat. Beklagt haben wir uns nur über das Gegenteil: daß die Tessiner mit Gesetzes- und Polizeigewalt gegen das Deutsche vorgehen. — Dieser Hieb geht also vollkommen in die Luft; der Verfasser kann sich dabei nichts Wirkliches gedacht haben, und der Satz steht nur da, weil er dem Schreiber gerade in den Kram paßte und er glaubte, uns bei der Gelegenheit eins auswischen zu müssen. Gelegentliche Verschiebungen der französischen Sprachgrenze hat es ja schon

gegeben, aber sie sollen uns offenbar ebenfalls gleichgültig sein, weil „jenseits immer noch Schweizerland“ ist, und zwar läßt Falke durchblicken, daß es im Generalstreit von 1918 in erster Linie die Welschen gewesen seien, die das Schweizerland gerettet hätten. Wenn sich infolge wirtschaftlicher Entwicklungen oder sonst auf eine natürliche Weise die Sprachgrenze zu unsern Ungunsten verschiebt, werden wir darüber nicht Zeter und Mordio schreien, aber ein Wort des Bedauerns wird man noch sprechen dürfen, wie es auch der Gutsbesitzer Konrad Falke bedauern wird, wenn ihm z. B. für den Bau einer Straße ein Stück Land gesetzmäßig enteignet wird, an dem ihm gelegen war. „Gelegentliche Verschiebungen“ der französischen Sprachgrenze sind aber in der Schweiz auch schon absichtlich und planmäßig versucht und durch deutschschweizerische Gleichgültigkeit erleichtert worden — sollen wir uns dagegen nicht wehren dürfen? Wenn dem Gutsbesitzer Konrad Falke von einem Nachbar ein Markstein verrückt wird, wird er sich wirklich beruhigen bei dem Gedanken, daß „jenseits immer noch Schweizerland“ ist? Wird nicht sogar er über eine solche „gelegentliche Grenzverschiebung“ Zeter und Mordio schreien und zum Radi laufen? Wenn uns auch die Staatsgemeinschaft über die Sprachgemeinschaft geht, das Vaterland über die Muttersprache, ist die Muttersprache deshalb etwas Gleichgültiges, das man dem Zufall und dem gelegentlich guten und gelegentlich auch nicht guten Willen des sprachlichen Nachbarn überläßt? Dürfen wir nicht auch von den Welschen und Tessinern verlangen, daß sie (um mit R. F. zu reden) „das Verschiedene als Verschiedenes anerkennen“, oder gilt die Forderung nur für uns? Jedenfalls ist es gar nicht denkbar, daß ein welscher Schriftsteller so gleichgültig über „gelegentliche Verschiebungen“ der Sprachgrenze reden würde („als ob jenseits nicht immer noch Schweizerland wäre“). Robert de Traz durfte im „Genfer Journal“ sagen, die Muttersprache müsse einem ebenso heilig sein wie Religion und Vaterland. Nach Falke ist es gute Schweizer Art, „in der ganzen Welt zu suchen, was einen fördern kann“...; in Genf kann er einige Förderung erfahren in der Achtung vor der Muttersprache.

Gewiß ist, wie Falke andeutet, der 1. August nicht dazu da, daß die politischen Parteien und Sprachvereine vor einander ihre „Teilprogramme“ entwickeln, sondern daß wir ans Ganze denken. Der 1. August ist aber auch nicht dazu da, Landsleute anzurempeln, die an einigen von den übrigen 364 Tagen des Jahres des Jahres sich für geistige Güter einsetzen, die doch auch nicht gering sind, obschon sie nur „Teilprogramme“ bedeuten.

Konrad Falke hat uns nur so im Vorbeigehen betupft; kurz vorher (am 9. Juli) wurden wir im „Völkischen Beobachter“, dem von Hitler herausgegebenen „Kampfblatt der nationalsozialistischen Bewegung Großdeutschlands“, weitläufig gelobt. Da rühmt Eugen Wegmann, ein in Deutschland lebender Schweizer, unsere Rundschau 1930 und unsere Arbeit überhaupt und erwähnt auch unser letztes Volksbuch über „sprachlichen Heimatschutz“. Daß dem Schriftleiter ein Lob gerade in dieser Zeitung ebenso unbehaglich ist wie der Tadel in der andern, ist schließlich seine persönliche Angelegenheit, aber die Art und Weise, wie wir da gelobt werden, muß er als Schweizer zurückweisen. Recht hat Wegmann natürlich mit der Ansicht, der vielgerühmte Sprachfriede der Schweiz beruhe hauptsächlich darauf, daß wir Deutschschweizer eine zahlenmäßig starke Mehrheit bilden und zur Rücksicht auf welsche Empfindlichkeit sehr leicht bereit sind. Richtig ist auch, daß Bestrebungen, die das Wort „deutsch“ im Namen führen, mit Vorurteil betrachtet werden und schon deshalb ein „deutschschweizerischer“ Sprachverein keinen großen Zulauf haben kann. Wenn er dann davon spricht, daß die Schweiz politisch „mit besonderer Vorliebe im französischen Fahrwasser segle“, so scheinen ihm gewisse Erscheinungen recht zu geben, nur wird von Welschen und Franzosen auch das Gegenteil behauptet. Jedenfalls segelt sie im französischen Fahrwasser nicht eifriger, als Wegmann sie im deutschen segeln lassen möchte. Er gibt zwar zu, daß das Deutschtum in der Schweiz im Sprachverein „eine Schar treuer und bewußter Hüter“ habe, fügt aber bei: „leider nur auf sprachlichem und rein kulturellem Gebiete“. Ja, auf welchem denn sonst noch? Er kann nur die Politik meinen und wünscht offenbar, daß wir „mit besonderer Vorliebe im deutschen Fahrwasser segeln“, während wir finden, wir sollten staatlich so viel wie möglich unsere eigenen Wege fahren.

Irreführend ist dann, daß sich die französische Sprachgrenze seit 1798 und besonders seit 1848 zu Ungunsten des Deutschen verschoben habe. Die verhältnismäßig geringen Aenderungen dieser Zeit haben meistens wirtschaftliche Gründe, nicht politische. Uebrigens könnte man fast meinen, Wegmann bedaure, daß das Waadtland nicht mehr bernisches Untertanenland sei; auch müssen die meisten seiner Leser schließen, alle welschen Gebiete, auch Genf und Neuenburg, seien Untertanländer gewesen. Daß in dieser Zeit der kulturelle Geltungskreis des Französischen sich erweitert hat, ist richtig; aber auch das hängt weniger mit den staatlichen Verhältnissen als mit Handel und Fremdenverkehr zusammen. Uebrigens hat auf andern Gebieten das Französische auch wieder verloren, und die Franzosen beklagen sich auch darüber; die Gnädigen Herren von Bern, die bis 1798 das welsche Untertanenland regierten, haben mehr Französisch gesprochen als die heutigen Regierungs- und Bundesräte in Bern. Und wenn der Widerwille gegen das Deutschtum so allgemein und so stark wäre, wie E. W. darstellt, so hätte der Deutschschweizerische Sprachverein schwerlich die „mannigfachen Erfolge“ ernten können, von denen unsere Klagebase berichten zu können glaubt. Auch der Kampf um den Bahnsteig hätte nicht „monatelang“ und bis heute dauern können, wenn es nicht auch Verwaltungen gäbe, die trotz der „klaffenden Meute“ zum Deutschen stehen. Daß dieser Zeitungskampf „Hunderte und aber Hunderte“ von Spalten gekostet, ist eine lächerliche, ungefähr hundertfache Uebertreibung.

Was uns dann aber besonders peinlich berührt, ist der giftige Ton, in dem da ein Schweizer in einem a u s =

Ländischen politischen Blatte von seinem Vaterlande spricht. Es sind denn doch nicht bloß „Nichtkenner und Schmeichler“, die in dem friedlichen Zusammenleben verschiedener sprachiger Menschen wenigstens einen Rechtsgrund für den selbständigen Bestand der Schweiz erblicken, wenn diese auch, wie gesagt, nicht in dieser Absicht gegründet worden ist. Wenn dann Wegmann aber erklärt, der Kitt unseres Staatswesens sei „nicht Blut, sondern ein ganz ordinärer Leim, der sehr plötzlich in die Brüche gehen kann, sobald eine ernsthafte Qualitätsprobe von innen oder von außen erfolgen sollte“, so ist das nicht nur schönöde in der Form, sondern auch inhaltlich grundfalsch. Ist unsere „Blutsverwandtschaft“ mit dem Reich nicht 1499 „in die Brüche gegangen“? Und in reichlich vier Jahrhunderten ist dieser staatliche Bruch nicht wieder gestülpt worden, der „Leim“ aber hat schon etwa vierhundert Jahre gehalten; er hat auch die doch ziemlich „ernsthafte Qualitätsprobe“ von 1914 überstanden.

Mit Enttäuschung müssen wir die Drohung gegen unsere Pressefreiheit zurückweisen. Wegmann erklärt nämlich, die Deutschfeindlichkeit der meisten Schweizerblätter („der großen ohne Ausnahme“) sei so schlimm, „daß einmal ein nationalsozialistisches Deutschland sich ihrer erinnern und — im Gegensatz zu den bisherigen Regierungen des Reiches — dafür sorgen wird, daß solche Schmierereien künftig zu unterbleiben haben, falls die Schweiz auf freundschaftliche Beziehungen zum nördlichen Nachbarn auch weiterhin Wert legen sollte“. Also: eine künftige nationalsozialistische Regierung würde uns vorschreiben, wie wir uns zu verhalten haben. Als Sprachverein sind wir politisch laut Satzungen parteilos, aber als schweizerischer Verein müßten wir unter diesen Umständen wünschen, daß es nie ein nationalsozialistisches Deutschland gebe. Dürftet Wegmann nach dem Ruhme Laharpes?

So verschieden sich Falke und Wegmann zu sprachlichen und andern Fragen verhalten, einiges haben sie doch gemeinsam: beide schreiben nationalistisch, nicht bloß national, der eine schweizerisch, der andere deutsch. Denn wenn Falke auch ausdrücklich das Vaterland als etwas „Vorläufiges“ bezeichnet, so gilt ihm dieses „vorläufige“ Vaterland doch so viel, daß ihm das Schicksal seiner Muttersprache daneben gleichgültig ist ... wenn nur „jenseits immer noch Schweizerland“ ist. Noch etwas hat er mit Wegmann gemein: die Schamlosigkeit, unsere innern An gelegenheiten vor dem Ausland auszutragen. Kurz vor Kriegsausbruch hat er nämlich in „Westermanns Monatsheften“, einer in Braunschweig erscheinenden, beliebten und auch bei uns gelesenen Zeitschrift, unter dem Titel „Frühling in der Schweiz“ einen Aufsatz veröffentlicht, in dem er Zürich in einer Weise gegen Basel auspielt, wie wenn jenseits des Rheins, wo die Zeitung erscheint und am meisten gelesen wird, „immer noch Schweizerland wäre“, d. h. so, wie wir es allenfalls unter uns tun können, aber nicht öffentlich vor dem Ausland. Da heißt es: Eine Stadt wie Basel hat ihre uralte Kultur bis zu einem solchen Maß geistiger Inzucht gesteigert, daß in ihr nur noch der böse, hämisch vergiftete Witz ... schöpferische Kraft verrottet; die produktiven Kernnaturen ... sind mit ... Regelmäßigkeit ausgerissen ... Dabei ist Basel auf Zürich so neidisch wie der mit den alten Geheimnissen der Nacht vergrämt abziehende glasköpfige Mond auf die mit derber Jugendlust aufgehende ... Sonne: in Basel werden, auch im geistigen Sinne, Zinsen verzehrt, in Zürich Vermögen gemacht; in Basel hält man sich an der Vergangenheit krampfhaft fest, in Zürich

denkt man an die Zukunft und sucht die alte, muffige Kruste philistischer Vorurteile zu sprengen“. Wohl verstanden: das steht nicht etwa in einer sachlichen Vergleichung der verschiedenen Arten von Deutschschweizern, die gewiß alle ihre guten und ihre weniger guten Eigenschaften haben; er läßt an den Baslern kein einziges gutes Haar, sondern wickelt nur (vielleicht aus irgendwie verletzter persönlicher Eitelkeit) in diesem „hämisch vergifteten“ (also mehr „baslerischen“) Tone über sie. Als er das schrieb (1913), war er gerade so alt wie Eugen Wegmann heute (nämlich 33), aber keiner der beiden Zürcher scheint den „jugendlich verben“ (also „zürcherischen“) Ton gefunden zu haben . . . „jugendlich“ schon, das wollen wir ihnen schließlich lassen. — Gegenätze berühren sich oft.

Ferienbetrachtungen.

Wer mit dem geschulten und geschärften Sprachempfinden eines Sprachvereiners in die Ferien geht, erwartet nicht viel Erfreuliches auf dem Gebiete unserer Bestrebungen. Wir alle kennen die Verhältnisse gut genug, um zu wissen, wie schlimm unsere Sache steht.

Die paar Ferientage, die mir jährlich vergönnt sind, wollte ich dieses Jahr am Thunersee zubringen.

Von Burgdorf fuhr ich durchs Emmental nach Thun. Mein Zug hatte sofort Anschluß; ich hätte sonst nicht unterlassen, dem kleinen Sali im Hotel Guggisberg einen Besuch zu machen, wo wir, eine kleine Schar, vor sechs- und zwanzig Jahren unsern Verein gegründet haben. Mit Wehmut gedachte ich der Mitkämpfer, die schon aus unserm Kreise geschieden sind: Dr. Ris, Dr. Lauterburg, Jul. Klaus, der rastlos tätige Brodbeck und unser getreuer Eckart: Dr. Sticelberger. Wir träumten damals, in wenig Jahren werde unser Bund 3000—4000 Mitglieder zählen, und nun sind wir erst gut 400. Ist es eigene Schuld, eigenes Versagen? Werden unsere Kinder in kommender Notzeit uns Vorwürfe machen, wie die heutige Jugend im Reiche dem Geschlechte vor 1914, das eine unwiederbringliche Zeit in Reichtum und Wohlleben vertändelte?

Ich konnte mich an der prächtigen Landschaft des Emmentals nur freuen; denn die französische Lünche, die dort wohl auch vorhanden sein wird, war von der Bahn aus nicht zu sehen. In Thun, wo ich zum ersten Male war, freute ich mich an den schönen alten Häusern und nicht minder an der kräftigen Entwicklung, in der die Stadt begriffen ist. Ein prächtiges Bild deutschschweizerischer Bodenständigkeit und Betriebsamkeit.

Aber wie konnte es nur kommen, daß sämtliche Aufschriften, auch die bedeutungslosesten, französisch sind, daß sich Geschäftsinhaber auf ihre gut deutschen Namen den üblen Gesinnungsstrich aufsetzten (Moeglé, Hoeflé)? Wie ist es nur möglich, daß ein so tüchtiges Volk das Bewußtsein von seiner Sprache und Eigenart in diesem Maße verlieren konnte? Die Erklärung, die Schweiz sei eben Jahrhunderte lang französischer Vasallenstaat gewesen, und das habe unser Selbstbewußtsein ertötet, genügt nicht. Es sind doch immerhin 120 Jahre, seitdem man uns aus dieser Fremdherrschaft befreit hat. Ein großes, dickes und durchaus nicht deutschfreundliches Zürcher Blatt bezeichnet diese Fremdländerei als schweizerischen Knechtessinn. Ich kenne auch sehr wohl die landläufige Begründung, es kämen eben sehr viele Franzosen und Engländer zu uns, auf diese müsse man Rücksicht nehmen. Ein reiner Geschäftsstandpunkt, den man aber nur in beschränktem Maße gelten lassen kann!

Ueber die höchst eigenartige Himmelstreppe gelangte ich zu dem schönen alten Schloß. Ueber dem Torbogen heißt es: „Historisches Museum — Musée historique.“ Muß das auch sein? Würden die Engländer und Franzosen, die doch immerhin noch ihren roten Baedeker in der Tasche haben „Historisches Museum“ nicht verstehen und in einer deutschsprechenden Gegend nicht begreifen? Oder glaubt die Stadt Thun oder der Staat Bern oder wem das Schloß gehören mag, durch diese Liebedienerei ein paar armselige Franken mehr Eintrittsgeld einzunehmen? Und hält man im Welschland etwa Gegenrecht?

Meinen Aufenthalt nahm ich in einem mittelgroßen, von einer Bernerfamilie gut geführten Gasthose am rechten Seeufer. In dem Gasthose waren zur Zeit, als ich dort weilte, außer einer Genfer Lehrerin nur Reichsdeutsche und Deutschschweizer. Eines Abends fragte ich den Gastwirt, warum sich in seinem Hause nur französische Ueberschriften fänden. „Salle à manger, Bains“ usw. Er gab mir, etwas unsicher geworden, die übliche Erklärung von den vielen Fremden, die nicht Deutsch könnten. Ich ließ die Sache damit bewendet sein und machte keine Gegenbemerkung. Ein paar Tage später brachte ich an der Abendtafel das Gespräch auf diese Frage. Eine Frau aus Bern meinte, es kämen eben gar viele Welsche an den Thunersee, da müsse man Rücksicht nehmen; denn diese seien empfindlich. Ein Herr aus dem Badischen bemerkte, ihm sei das „ganz egal“, sie hätten wirklich (gegenwärtig) in Deutschland so guten Französischunterricht, daß sie das Französische gut verständen. Ein Frankfurter hieb in die gleiche Kerbe und meinte verstärkend, er kenne in Frankfurt z. B. verschiedene Damen, die sogar besser französisch als deutsch sprächen usw. — Ich enthielt mich nach meiner Anregung aufs sorgfältigste jeder Bemerkung, da es mir nur darum zu tun gewesen war, festzustellen, wie die andern denken. Die Aeußerungen sind bezeichnend genug.

In den Dörfern sah ich auf Wegweisern häufig das Wort: „D'Ländte“. Als Deutschschweizer konnte ich schon ausrechnen, was das etwa bedeuten mochte; aber ob dies die Franzosen und Engländer und die Welschen, die so empfindlich sind, können? In Oberhofen waren auf einem Pfosten zwei Tafeln angebracht; auf der einen hieß es: „D'Ländte“, auf der andern: „Tramstation“. — Jedes Mitglied des Sprachvereins merkt, was für Kräfte da am Werke waren. Eine übermäßige Wertschätzung der Mundart bewirkte, daß man unser gemeinschweizerisches Wort „Schifflande“ als fremd empfand und es durch das, wie es scheint, dort gebräuchliche „Ländte“ ersetzte. Es ist sicher nicht ohne Bedeutung, daß sich der Zorn der Mundartfreunde wohl gegen das etwas anders lautende deutsche Wort, nicht aber gegen die Fremdwörter: „Tramstation“ wandte. Es geht mir, wie es dem Dichter J. B. Widmann ging, der etwa um 1900 im „Bund“ schrieb, er sei seiner Lebtag für die Mundart eingestanden; nun er alt geworden sei, müsse er dazu übergehen, sie zu bekämpfen. Der Fall ist so ungeheuerlich, daß es unsern Berner Freunden sicher gelingen wird, Abhilfe zu schaffen.

Im Bahnhof Spiez ist eine große Aufschrift „S. A. Librairie, Edition Bern“ (das e an Berne fehlt; weil — der Maler die Buchstaben nicht richtig eingeteilt hatte und kein Platz mehr dafür vorhanden war). Im Bahnhof Interlaken ist die gleiche Aufschrift, nur hat hier das Schluß-e von Berne Platz gefunden. Da hier beigefügt war: „anc. F. Zahn, Berne“, begriff ich, daß unser alter Freund aus Neuenburg sich in diese Gesellschaft verwandelt hat.